

Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Zweiter Theil. Stuttgart, Cotta. 1830. 8. Preis für beide Theile 3 Thlr. *)

Erster Abschnitt. „Anstellung in Jena. Verheirathung“. Schiller als akademischer Lehrer angestellt! möchte wol einiges Bedenken erwecken bei denen, die sich den Schritt des hochbegabten Mannes als einen solchen dachten, der ihn zu Anständigkeit in einem akademischen Staate und zu gelehrter und lehrender Wirksamkeit in einem bestimmten Fache führen sollte. Und in der That war ein solches Bedenken nicht ungegründet. Am Ende des Jahres 1788, da Schiller eben die Professur erhalten hatte, schrieb er an die künftige Gattin: „Ich lobe mir doch die goldene Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor. Indessen denke ich hier wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; und habe ich nur erst die Insel, so werde ich sie regieren wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Collegen, den Professoren, zurechtkomme, das ist eine andere Frage“ (Th. I, S. 355). Auch der treue Freund Körner äußerte sein Bedenken, und Schiller selbst sah den Schritt an „als eine heroische Resignation auf alle Freude in den nächsten 3 Jahren“ (S. 359). Das Einzige tröstete ihn, daß er durch denselben „in der Folge eine lichte Zukunft zu gewinnen hoffte“. Wie er sich dies gedacht haben möge, ist ungewiß; aber erfüllt ward sein Wunsch, und schöner als er es sich dachte.

Durch Gelehrsamkeit konnte Schiller in Jena nicht imponiren, wie er selbst so naiv eingesteht; in die herkömmlichen Formen der akademischen Welt sich zu fügen, das machte ihm sein natürlicher, freier Sinn schwer. Aber er wirkte begeisternd auf eine bedeutende Zahl von Zuhörern (über 400 strömten zu seinen Vorlesungen; Th. 2, S. 10); und ohne Zweifel ward das rege Leben, das sich damals in Jena entzündete und eine Reihe von Jahren dauerte, mit durch ihn geweckt. Er hatte Ideen; und wie diese damals begierig aufgefaßt wurden, wie sie wirkten, das ist Vielen noch in lebendiger Erinnerung. Waren Schiller's Ansichten von der Geschichte auch sehr verschieden von denen eines Johannes Müller oder der Alten (S. 3), immer waren es Ideen, und fruchtbare, begeisternde. Wie viel man von ihm hoffte, von ihm, der bei dem Reichthum seines Geistes fern war von dem Abstoßenden, was so manchen auch begeisternden Philosophen mit der übrigen Welt in Zwiespalt brachte, das erkennen wir in der Weise, in der Griesbach den neuen akademischen Lehrer behandelte, dieser gelehrte, hochbegabte, für die Universität Jena unendlich thätige und wichtige Mann. „Mit dem Griesbach'schen Hause“, schreibt Schiller (S. 12), „bin ich jetzt sehr in Verbindung; ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe; aber er scheint es mit mir sehr gut zu meinen, und über wissenschaftliche Dinge spreche ich gern mit ihm“. Nicht so liberal handelte ein anderer Colleague, der eigentliche Professor der Geschichte. Dieser glaubte sich beeinträchtigt und empfand es übel, daß sich Schiller auf dem Titel einer gedruckten Vorlesung Professor der Geschichte genannt hatte; daß er Professor der Philosophie hieß und zu einem solchen ernannt worden war, hatte er erst jetzt erfahren. Der Akademiedienner erlaubte sich sogar, den Titel jener Vorlesung von dem Buchladen, wo er angeschlagen war, abzureißen (S.

46). Wol mochte Schiller des obigen Wortes gedenken: „Wie ich mit meinen Herren Collegen zurechtkommen werde, ist eine Frage“; und die Klage entfuhr ihm gegen die Geliebte: „Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen; aber unendlich verloren“ (S. 43).

Und dennoch ging jener Wunsch, die Anstellung in Jena möge ihm eine lichte Zukunft eröffnen, in Erfüllung. Wir reden hier nicht von äußerem Glück. In dieser Hinsicht stehen die deutschen Genien denen weit nach, die England und Frankreich pflegt. Aber was Schiller mehr bedurfte als Reichthum, eine Gattin, die ihn zu ehren wußte und liebte, wie er's verdiente, die Freundschaft Göthe's, die ihm mehr werth und theurer war als die größten Schätze und eine abhängige, wenn auch nicht glänzende Lage — die wurden ihm in Folge des Entschlusses, nach Jena zu gehen.

Und so sehen wir Schiller, noch ehe ihm hier ein Jahr verflossen war, durch eine Verbindung mit der Geliebten beglückt. Am 20. Februar 1790 reichte ihm Charlotte von Lengefeld ihre Hand, nachdem er im Sommer zuvor, in Lauchstädt, in Gegenwart der ältern Schwester, der Verfasserin dieses Buches, sich mit ihr verlobt hatte. Wir tragen kein Bedenken, die Briefe, die Schiller als Bräutigam der Braut schrieb, für das Schönste und Anziehendste in dem sonst so reichen Buche zu erklären. Dies sollte nicht darstellen, wie Schiller's Geist sich entwickelte, nicht seine Ansichten in Philosophie und Kunst darlegen, es sollte vor Allem ein Bild von dem Leben Schiller's geben, wie dieses sich in dem Geiste und Gemüthe einer vertrauten Freundin, einer nahen Verwandten, gestaltet hatte. Wir haben es also hier vorzüglich mit dem Menschen zu thun; und wo fänden wir den Silberblick im Leben eines ausgezeichneten Mannes schöner, als in der Zeit seiner glücklichen Liebe? In der That gewähren uns diese Briefe den unvergleichlichen Genuß, den Anblick eines sein Leben lang dem Ideale huldigenden Mannes in der Zeit, wo dieses Ideal sich der Wirklichkeit vermählt. So mußte Schiller lieben. Und wer gönnte dem einzigen Manne nicht das Glück, dessen Genuß er ausspricht: „Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen, und süße Hoffnung nur durch die Erfüllung; und getragen von diesem himmlischen Paar, verfliegt unser goldenes Leben“ (S. 31).

Aber unthätig, ohne Spur des Daseins verflog es nicht. Die Liebe konnte in einem Schiller nur wie eine Sonne wirken, die die herrlichen, reichen Reime seines Geistes zu voller Entfaltung brachte. Hören wir ihn, wie er (im November 1789) zu der Braut spricht (S. 39): „Eine Arbeit *), die mir Anfangs nichts versprach, hat sich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geistes, veredelt und eine Vortreflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Ich habe noch nichts von diesem Werthe gemacht. — Du wirst mich auslachen über mein Selbstlob; aber ich spreche wie ein fremder Mensch von mir; denn wirklich bin ich mir in dieser Arbeit selbst eine fremde und neue Erscheinung geworden. — Noch einmal, Du wirst mich auslachen; aber möchtest Du es immer, wenn ich Dir nur so nahe wäre, es zu sehen! Ach! und mir hat sich auch dieses innige Geistesvergnügen doch wieder an mein Liebste, mein Alles angeschlossen, und ist von Dir schöner und süßer zu mir zurückgekehrt. Ich gehöre nicht mehr mir selbst! Nur daß ich Deiner werther bin, daß ich dem Bilde näher trete, das Deine Liebe Dich von mir machen läßt, nur dieses ist es, was mich entzückt, wenn ich mir über etwas Großem begegne, wenn ich mir meine eigne Achtung abgewinne. Jedes erhöhte Selbstge-

*) Von dem Ref. über den 1. Theil in Nr. 363 b. Bl. f. 1830. Vgl. die Mittheilungen eines andern Ref. in Nr. 43, 44, 96 u. 97 f. 1831.

*) Die Abhandlung vor den Memoiren.